

"Ich habe mich denen gezeigt, die nicht nach mir fragten": Röm. 10, 16-21

16b Jesaja sagt: Herr, wer hat unserer Verkündigung geglaubt? 17 Also kommt der Glaube aus der Verkündigung, die Verkündigung aber geschieht durch das Wort von Christus.

18 Aber, so frage ich: Haben sie etwa nichts zu hören bekommen? Im Gegenteil: In die ganze Welt hinaus erging ihr Ruf, und an die Enden der Erde drangen ihre Worte.

19 Aber, so frage ich: Hat Israel etwa nicht verstanden? Schon Mose sagt: Ich werde euch eifersüchtig machen auf ein Volk, das kein Volk ist, auf ein unverständiges Volk werde ich euch zornig machen.

20 Und Jesaja hat die Kühnheit zu sagen: Ich wurde gefunden bei denen, die nicht nach mir suchten, ich habe mich gezeigt denen, die nicht nach mir fragten.

21 Zu Israel aber sagt er: Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt nach einem Volk, das ungehorsam und voller Widerspruch ist.

Mein Vater wuchs zur Zeit des Nationalsozialismus in St. Margrethen an der Grenze zum deutschen Reich auf. Zu seinen eindrücklichsten Kindheitserinnerungen gehört die Begegnung mit vereinzelt Menschen, denen die Flucht über den Rhein gelungen war. Griechen, Polen, Russen, Rumänen seien darunter gewesen, allesamt entlaufene Zwangsarbeiter auf Bauernhöfen und in industriellen Betrieben. In St. Margrethen wurden sie im Bürgerheim untergebracht. Dort gab es einen Saal mit einem grossen Kachelofen. Manchmal feierten sie Feste, tanzten, lachten, lärmten. Die Freude war überschwänglich.

Einmal tauchte ein Mann im Dorf auf, der überhaupt nicht den Anschein eines Geretteten machte. Er wirkte verängstigt, man fragte sich, ob er krank sei. Dann sagte er meinem Grossvater, der dort im Dorf Pfarrer war, im Vertrauen, dass er Jude sei. Er wusste, dass ihm, anders als den anderen Flüchtlingen, die Rückschaffung nach Deutschland und damit der sichere Tod drohte. Der Sigrist führte den Mann dann nachts das Schutzmühletobel hoch zum Sonneblick in Walzenhausen. Von dort wurde er weiter in ein Versteck bei Leuten aus dem Kreis des Seebacher Pfarrers Paul Vogt gebracht.

Mein Vater erzählte mir die Geschichte in einem bestimmten Zusammenhang. Als ich mich auf die Lesung und Thematik des heutigen Gottesdienstes vorbereitete, fragte ich ihn, ob er glaube, dass Israel das von Gott erwählte Volk sei. Er antwortete darauf nicht mit „ja“ oder „nein“, sondern mit dieser Geschichte. Sie macht deutlich, dass für die Generation, die den Nationalsozialismus erlebt hat, die Juden exponiert waren, ausgestellt, ausgesetzt, irgendwie aussergewöhnlich – ob man das wollte oder nicht.

Ich selber gehöre einer anderen Generation an. Was zur Zeit des Nationalsozialismus geschah, kenne ich nur vom Hörensagen. Ich ging mit Gabi Gutmann zur Schule, und mit Alain Zucker spielte ich Fussball. Das waren Kinder wie wir alle anderen auch. Dass sie Juden sind, war kein Thema.

Eine Schlüsselbegegnung mit jüdischen Menschen in meinem Leben hatte ich Jahre später im Rahmen eines Friedenscamps. Die Teilnehmenden kamen aus extrem armen Gegenden auf den Philippinen, in Rumänien, in Nigeria, aus Kriegs- und Krisengebieten in Kosova, Kongo, Kolumbien. Usw. Und eben auch aus Israel bzw. Palästina.

Shai, ein jüdischer Jurist in meinem Alter, mit dem ich mich gut verstand und in langen Nächten über Gott und die Welt redete, sagte einmal: Ihr Schweizer und wir Juden haben dasselbe Problem: Wir halten uns für das auserwählte Volk.

Das war witzig und wahr zugleich. Die Bemerkung kam ebenso naiv daher wie jene des Kindes im Andersen-Märchen „Des Kaisers neue Kleider“, das feststellt, dass der Kaiser nackt ist. Plötzlich öffnete sich der Vorhang, und man sah, wie absurd das Theater um die Erwählung, die besondere Berufung vor Gott, die exklusive Bestimmung unter den Menschen eigentlich ist.

Für mich hat sich dieser Vorhang seither nie mehr ganz geschlossen. Der erste Artikel der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte hat in meinem Denken und Fühlen eine unbedingte Gültigkeit: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ Jede Form von Spezialerwählung tritt hinter diesen Grundsatz zurück.

Auch die biblischen Erwählungskonzepte vermag ich nur durch den Filter eines aufgeklärten Menschen- und Weltbildes wahrzunehmen. Was für die Menschen recht ist, das, hoffe ich, wird es auch für meinen Gott sein: „Alle Menschen sind gleich an Würde und Rechten geboren.“ Es gibt keine Sonderbehandlung vor dem König aller Völker, weder für die Juden noch für die Schweizer noch für irgendjemanden sonst.

Auch unsere heutige Lesung aus dem Römerbrief vermag ich nur durch diesen Filter der Aufklärung zu lesen. Tatsächlich findet sich bei Paulus selber eine Tendenz zur Universalisierung. In Vers 18 zitiert er den schönen Psalmvers: „In die ganze Welt hinaus erging ihr Ruf, / und an die Enden der Erde drangen ihre Worte.“ Das klingt durchaus auch nach einer „allgemeinen Erklärung“. Gemeint ist die Verkündigung der Propheten und Apostel, die Gottes Wort und das Wort von Christus in die Welt hinaustragen – hörbar für alle, Juden und Griechen, Frauen und Männer, Hell- und Dunkelhäutige.

Und auch verständlich für alle. Das macht der nächste Vers (19) deutlich. Sogar ein „unverständiges Volk“ begreift die Botschaft, heisst es dort in einem Vers, den Paulus aus dem Deuteronomium (5. Mose 32, 21) zitiert. Es ist keine Frage der Intelligenz. Jeder kann das kapieren.

An diesem Zitat aus dem Alten Testament fällt ein Ausdruck besonders auf, nämlich „das Volk, das kein Volk ist“. Auf hebräisch klingt es noch eindringlicher: „Das Volk, das ein ‚Nicht-Volk‘ oder ‚Un-Volk‘ ist. Ursprünglich sind damit wohl die Babylonier gemeint, Paulus meint seinerseits die Christen, die er als das neue dem alten Gottesvolk Israel gegenüberstellt.

Doch lösen wir den Gedanken zunächst einmal aus seinen ursprünglichen nationalen und ideologischen Zusammenhängen und übertragen wir ihn auf einer individuellen Ebene auf uns selber:

Der indische Jesuit Antony de Mello, der seine Weisheit in humorvolle Geschichten zu verpacken pflegte, erzählt von einer sehr religiösen Dame, die an allen Religionen etwas auszusetzen hatte und darum eine eigene gründete. „Eines Tages sagte ein Reporter zu ihr, der sich bemühte, ihre Ansicht zu verstehen: ‚Glauben Sie wirklich, wie man behauptet, dass niemand in den Himmel kommen wird ausser Ihnen und Ihrem Hausmädchen?‘ Die Dame dachte über die Frage nach und erwiderte: ‚Bei Mary bin ich nicht sicher.‘“

Mittels massiver Übertreibung zeigt die Geschichte, wie grotesk Konzepte eigentlich sind, die zwischen Himmlischen und Nicht-Himmlischen, Erwählten und Nicht-Erwählten, ja: zwischen Menschen und Un-Menschen unterscheiden. Es wird so eng, so einsam. Am Schluss bleibt nur noch „Ich“.

Oder, wenn man die Sache psychologisch betrachtet, bleibt nicht einmal das „Ich“, sondern ein sehr begrenzter Ausschnitt dessen, was „ich“ eigentlich wäre. Es bleibt das, was man in der Psychologie die Persona nennt, also die Maske, das Bild, das man von sich selber hat und nach aussen repräsentieren will.

Jesus hatte ein feines Gespür für solche Masken. Seine Geschichte vom Pharisäer und vom Zöllner, die im 18. Kapitel des Lukasevangeliums erzählt wird, ist ähnlich skurril wie jene von der religiösen Dame von Antony de Mello.

Der Pharisäer und der Zöllner sind zusammen im Tempel. Der Zöllner, zerknirscht, schaut zu Boden, schlägt sich auf die Brust und betet: „Gott, sei mir armem Sünder gnädig.“ Der Pharisäer hingegen stellt sich hin und betet: „Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, wie Räuber, Betrüger, Ehebrecher –

oder wie dieser Zöllner da.“

Kein Wunder, sagt Jesus, der Zöllner gehe befreit nach Hause, der Pharisäer nicht. Kein Wunder, sagt er, solche Menschen seien wie getünchte Gräber, aussen schön weiss und innen voll stinkendem Moder.

„Ich wurde gefunden bei denen, die nicht nach mir suchten, / ich habe mich gezeigt denen, die nicht nach mir fragten“, zitiert Paulus in Vers 20 noch einmal den Propheten Jesaja. Gott zeigt sich dort, wo man ihn nicht erwarten würde. Er zeigt sich eher auf der modernden als auf der getünchten Seite des Grabes.

Wo die Begegnung mit den dunklen, unbekannten und ungeliebten Zonen gewagt wird, da geschieht Heilung. Das gilt nicht nur für den innerpsychischen Bereich. Das gilt auch für zwischenmenschliche und internationale Beziehungen.

In wenigen Tagen feiert Israel seine 60-jährige Unabhängigkeit. Auf palästinensischer Seite wird dieses Ereignis „Nakba“, „Katastrophe“ genannt. In einer E-mail, die Jutta und ich von jüdischen und palästinensischen Freunden erhalten haben, heisst es, an diesem Gedenktag werden Gefühle von Trennung, Fremdheit und Feindseligkeit bei beiden Völkern verstärkt.

Deshalb haben diese FreundInnen von uns – eine von ihnen ist Michal Tal, die letzten Sommer hier in Schwamendingen Sabbat mit uns gefeiert hat – einen zweitägigen Workshop organisiert, an dem der Unabhängigkeits-Katastrophen-Tag gemeinsam begangen wird.

Eine Methode, die im Workshop zur Anwendung kommt, ist ebenso einfach wie wirksam: Es werden Geschichten erzählt, Erfahrungen von Schmerz und Verlust auf beiden Seiten. Und es wird zugehört.

Dieses Prinzip des Erzählens und Zuhörens entspricht dem Gott, der sich beim Fremden, beim Anderen, beim Nicht-Ich finden lässt.

Dieses Prinzip erscheint bei näherem Hinsehen in Vers 17 unserer Lesung. „Der Glaube kommt aus der Verkündigung“, heisst es dort. Das griechische Wort „akoi“ bedeutet indessen nicht nur „Verkündigung“, sondern auch „Erzählung“ und „Mitteilung“ – und umgekehrt auch den Akt des Hörens, das Anhören und Zuhören. Man könnte auch übersetzen: „Der Glaube kommt aus dem Hören.“

Mitten in der visuellen Welt, in der wir leben, ist dies eine Botschaft, die aufhorchen lässt: Das Ohr ist gleichsam das göttliche Organ. Nicht das Auge, das sich mit scharfem Blick der Welt bemächtigt, sondern das Ohr, das die Form einer Muschel hat und seinem ganzen Wesen nach empfangend ist – das Ohr hat Gott erwählt, um Glauben zu geben, die Gewissheit, geborgen, geliebt und gesegnet zu sein in der göttlichen Ganzheit.

Die Juden sagen von sich, sie seien das Volk des Hörens. In diesem Sinn sind sie gewiss Gottes erwählte Kinder. Und nicht nur sie, sondern alle, die sich auf dieses Geschehen des Erzählens und Hörens, des Verkündigens und Horehens einlassen. Es ist ein kosmischer Prozess, der bis an die Enden der Erde geht und die ganze Welt erfüllt. Ein unermesslicher Klangraum entsteht, ein Raum des Friedens, des göttlichen Schalom, der keine Grenzen kennt. Die Klänge, die nun zu hören sind, laden ein, diesen Raum zu betreten. Es ist eine jüdische Melodie. Sie heisst: „Give us peace“. Gib uns Frieden, Schalom, Salam. Amen.

Sonntag, 4. Mai 2008
Andreas Fischer